

G R E T E L M A Y E R

DIE TOTE  
VOM  
*Chiemsee*

K R I M I N A L R O M A N

emons:



Lust auf mehr? Laden Sie sich die »LChoice«-App runter, scannen Sie den QR-Code und bestellen Sie weitere Bücher direkt in Ihrer Buchhandlung.

### **Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek**

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.



© Emons Verlag GmbH  
Alle Rechte vorbehalten  
Umschlagmotiv: Malgorzata Maj/Arcangel.com,  
mauritus images/Digfoto/imageBROKER  
Umschlaggestaltung: Nina Schäfer  
Gestaltung Innenteil: César Satz & Grafik GmbH, Köln  
Lektorat: Uta Rupprecht  
Druck und Bindung: CPI – Clausen & Bosse, Leck  
Printed in Germany 2020  
ISBN 978-3-7408-0919-5  
Originalausgabe

Unser Newsletter informiert Sie  
regelmäßig über Neues von emons:  
Kostenlos bestellen unter  
[www.emons-verlag.de](http://www.emons-verlag.de)

Dieser Roman wurde vermittelt durch die  
Autoren- und Projektagentur Gerd F. Rumler, München.

*So viel kann ich gar nicht essen,  
wie ich kotzen möchte!*

Max Liebermann, deutscher Maler, 1847–1935,  
beim Anblick des Fackelzuges der neuen Machthaber  
in Berlin am 30. Januar 1933

»Jetzt geht's langsam dem Ende zu. Es wird Zeit, dass i aufn Gottesacker umzieh«, meinte die alte Michelbergerin. Böse Zungen nannten sie auch »die Dorfratschn«, denn bis vor Kurzem hatte sie unablässig und sehr zuverlässig das ganze Dorf mit Gerüchten und Neuigkeiten versorgt. Seit dem Frühjahr jedoch wollten die Beine nicht mehr, und sie saß, versorgt von den Nachbarinnen, nur noch in ihrem alten Sessel am Fenster. Sie achtete sehr darauf, dass dieser an genau der richtigen Stelle stand, denn dann konnte sie über ihren kleinen Bauerngarten vor dem Haus auf die angrenzende Wiese und die Dächer der zum Chiemsee hin liegenden Höfe und Häuser blicken. Rechts davon glitzerte sogar ein kleines Stück des Sees, worauf sie keinesfalls verzichten wollte, genauso wenig wie auf die Chiemgauer Berge im Hintergrund, mit denen sie ihr langes Leben verbracht hatte. Manchmal zeigten sie sich sanft grün und blau und lagen im Dunst, dann wieder schien es, als könnte man danach greifen; in den harten Wintern waren sie schneebedeckt bis in die Täler und in den heißen Sommern oft von drohend schwarzen Wolken umhüllt, die zumeist die gefürchteten Chiemsee-Gewitter mit sich brachten.

Aber der früher so flinke und helle Kopf der Michelbergerin war müde geworden. Immer häufiger nickte sie ein und träumte von ihren längst verstorbenen Eltern und Schwestern und vom Julius Bergleitner, der die große Liebe ihres Lebens gewesen war, der sie aber verschmäht und sich für eine andere entschieden hatte. Viele Jahrzehnte war das jetzt her, doch ihr Herz hatte nie aufgehört zu schmerzen, und so war sie halt eine alte Jungfer geworden. Zwischendurch aber wurde sie für kurze Zeit wieder hellwach, nahm einen Schluck von ihrem Dünnbier und verfolgte das Geschehen vor dem Fenster.

Mitte September war es dann so weit. Die Schneiderlis, die ihr eine Suppe bringen wollte, fand sie leblos in ihrem Sessel, und

der Doktor aus Breitbrunn konnte ihr einen friedlichen Tod bescheinigen. Bei ihrem Begräbnis war fast das ganze Dorf zugegen, und in der Kirche, die die Michelbergerin immer geputzt und mit frischen Blumen versorgt hatte, und auf dem Friedhof, wo sie stets die verlassenen Gräber gepflegt hatte, drängten sich die Menschen. Der Pfarrer Grimsler hielt eine bewegende Trauerandacht, die alten Nachbarinnen der Michelbergerin beteten ein »Gegrüßet seist du, Maria« nach dem anderen, und der Frauenchor sang.

Fast alle Einwohner der kleinen Chiemsee-Gemeinde waren gekommen, auch die größten Bauern der Gegend, der junge Riedingerbauer mit seiner hochschwangeren Frau Luise, der Huberbauer mit seinen Kindern und dem altgedienten Knecht Xaver und der Meierhoferbauer mit seiner ebenfalls schwangere Frau Annamirl.

In vorderster Reihe neben dem Seewirt und dem Lehrer stand der frischgebackene Wachtmeister Gustav Fanderl, von allen im Dorf nur »der Fanderl« genannt, mit seiner Frau Therese, daneben der alte Hauptwachtmeister Hofer, der sich seit einem Jahr in Pension befand.

Etwas abseits hielt sich der Fritz Bergleitner, Sohn des von der Michelbergerin einst so geliebten Julius Bergleitner. Er trug eine Sonnenblume in der Hand und hatte tatsächlich ein wenig feuchte Augen. Die anwesenden Dörfler nickten ihm zwar alle kurz zu, hielten aber Abstand zu ihm. Fritz war wegen seiner immer noch aufrecht zur Schau getragenen kommunistischen Gesinnung ein Außenseiter in der Dorfgemeinschaft und wurde zumeist nur »der Rote« genannt.

»Der muss schwer aufpassen, dass er ned eines Tages in Dachau landet«, meinten viele der Dorfbewohner.

Eine unsäglich bleierne Schwüle lag über dem Friedhof, die kräftige, stechende Mittagssonne war hinter einer dichten Dunstsicht verschwunden, der See, den man vom Friedhof aus gut sehen konnte, lag graublau und bewegungslos, und die Berge wirkten dunkel und drohend. Die beiden Hochschwangeren und auch die alten Freundinnen der Verstorbenen atmeten schwer,

und der Knecht Xaver murmelte wie schon so oft in seinem Leben: »Des wird a besonders schwers Septembegwitter. Ich sag ja immer, die können's in sich haben.«

Dass es dann aber derart schauerlich werden sollte, ahnte an diesem Nachmittag noch keiner der Anwesenden.

Nachdem fast alle Trauergäste den Friedhof schon verlassen hatten, kam der Bestatter Freudinger und steckte ein schlichtes Holzkreuz mit der Inschrift »Heidemarie Michelberger 1849–1933« auf den Grabhügel.

Etwa um Mitternacht, die alte Michelbergerin war gerade einige Stunden unter der Erde, kam plötzlich wie aus dem Nichts ein starker Sturm auf. Das alte Gebälk des Klosters auf der Fraueninsel ächzte, die Fensterläden schlugen schwer, und fast alle Nonnen wurden schon lange vor der Laudes aus dem Schlaf gerissen. Die beiden Novizinnen Hilda und Sophie standen schlaftrunken am Fenster ihrer Kammer und betrachteten die hohen, gischtgekrönten Wellen des Chiemsees, die heftig donnernd an den nahen Dampfersteg schlugen. Es war pechschwarze Nacht, nur über den gegenüberliegenden Bergen zog sich ein gespensischer schwarz-gelber Lichtstreifen von der Kampenwand bis zum Hochfelln und Hochgern. Die seltsame Erscheinung wölbte sich langsam und drohend auf den See und die Fraueninsel zu und schob eine riesige dunkle Wolkenwand wie eine Riesenwalze vor sich her. Ein paar heftig knallende Donnerschläge waren zu hören.

Hilda deutete mit ihrer kräftigen, derben Bauernhand hinaus zum See. »Sophie, schau doch mal, es schneit, jetzt im September.«

Und tatsächlich entlud die schwarze Wolke ein heftiges Flockengewirbel über den See und die Insel. In kürzester Zeit lag eine dichte Schneedecke über dem Klostergarten, in dem die beiden Novizinnen noch am Tag zuvor bei kräftiger Mittags-sonne Unkraut gejätet hatten.

Hilda wandte sich zu Sophie um, die bewegungslos am Fenster stand und in das tobende Herbstgewitter hinausstarrte. »Wo

ist denn eigentlich die Flora? Sie müsste von dem ganzen Getöse doch auch aufgewacht sein«, fragte sie.

Über den Buchten des Sees jenseits der Insel wütete der Sturm nicht ganz so stark wie draußen auf dem Weitsee, doch auch hier peitschten die Wellen heftig polternd in den Schilfgürtel. Das dunkle Bündel, das schon seit geraumer Zeit von der Insel herübertrieb, verfring sich nun zwischen Steinen und Schilf im flachen Wasser der Bucht.

Plötzlich rissen für kurze Zeit die Wolken auf, und das fahle Licht des untergehenden Mondes verriet ganz deutlich, dass es eine menschliche Gestalt war, die da im Tanz der Schneeflocken an den Uferrand gespült worden war. Unschicklich, ja fast obszön hatten die Wellen das dunkle Gewand bis über die Oberschenkel der jungen Frau hochgeschoben, und weiße Flocken fielen auf makellos schlanke schneeweiße Beine. Wirre dunkle, tangverklebte Locken umrahmten ein schmales, fast noch kindliches Gesicht.

»Bei dem Wetter wirst doch heut nicht nausfahrn?«, fragte die Bürgerin ihren Mann, als sich der Fischermeister wie jeden Morgen zur Ausfahrt bereitmachte.

»Doch, wenigstens nach den Reusen muss ich schauen«, brummelte er unwillig, trank noch einen Schluck von seinem Malzkaffee und steckte sich die Pfeife an. Dann verschwand er, und die Bürgerin beschloss, noch einmal für eine halbe Stunde in ihr warmes Bett zurückzukehren. Bei Wetterwechsel taten ihr die Knochen immer besonders weh.

Sie musste wohl noch einmal für kurze Zeit eingeschlafen sein und schrak deshalb mit klopfendem Herzen hoch, als jemand heftig an ihrer Schulter rüttelte.

»Da liegt eine draußen im Schilf, da, wo's zur Bucht einigeht«, vernahm sie die atemlose Stimme ihres Mannes. Schnee lag auf seinen Schultern, Mantel und Stiefel waren tropfnass. »Ich hab sie aufs Ufer zogn. Die is tot.«

Die Bürgerin sprang so rasch aus dem Bett, dass sie sofort wie-

der jeden einzelnen ihrer alten Knochen spürte. »I lauf glei los und hol den Fanderl!«, rief sie und zog ihren derben Wollmantel direkt über das Nachthemd. »Schenk dir dawei a Zwetschgenwasser ein, des hilft!«

Nicht einmal eine halbe Stunde später stand der junge Gustav Fanderl frierend und durchnässt vor dem Fund des Fischermeisters Burger. Er war vor Kurzem vom Wachtmeister zur Anstellung zum bestallten Wachtmeister befördert worden und seit einigen Monaten allein für die nahe gelegene kleine Chiemsee-Gemeinde zuständig.

Der stark fallende Schnee hatte die Gestalt mittlerweile wie mit einem weißen Laken fast vollständig zugedeckt, doch die dunklen, starren Augen des Mädchens blickten noch immer erstaunt in den Himmel.

Fanderl beugte sich hinab zu der Toten. Am Haaransatz und über dem rechten Ohr war das wirre Haar stark blutverkrustet und der Schädel der Toten heftig eingedrückt. Es war eindeutig, dass diese Verletzungen von einem oder mehreren kräftigen Schlägen herrührten. Das bestätigte auch kurze Zeit später der hinzugekommene Arzt aus Breitbrunn, der, obwohl er stark erkältet war und ständig nieste, seine Arbeit ruhig und sorgfältig verrichtete. Dabei schüttelte er aber immer wieder den Kopf und meinte: »So ein hübsches junges Madl kann man doch nicht einfach so totschiagen!«

Stichwortartig redete er weiter: »Tod durch Fremdeinwirkung ... starke Schläge ... vermutlich Stein ... nicht ertrunken ... kein Wasser in der Lunge ... Todeszeitpunkt schwierig zu ermitteln ... wahrscheinlich vor sechs bis acht Stunden ... Die muss in die Rechtsmedizin Rosenheim, Fanderl!«

Fanderl kannte im Ort jeden Einwohner, jeden Stein und jeden Dachziegel. Er war hier geboren und aufgewachsen und lebte mit seiner Frau Therese, seinem kleinen Sohn und seiner Mutter etwas außerhalb des Dorfs im alten Forstmeisterhaus. In seiner Kindheit und Jugend hatten ihn die anderen wegen seiner geringen Körpergröße und Magerkeit oft als »Grischperl«



gehänselt, doch mit seiner Schlaueit und seinem Charme hatte er immer schon viel ausgleichen können. Mittlerweile war ein »gschtandner«, gut aussehender Mann mit gepflegtem Bart aus ihm geworden, der als Wachtmeister im Ort voll anerkannt war.

Dass die Tote keine Ortsansässige war, hatte Fanderl sofort gesehen.

Wär gut, wenn jetzt der Hofer da wär oder besser noch der Benedikt, dachte Fanderl. Doch der Hofer, sein früherer Chef, war seit einem Jahr im Ruhestand, und Benedikt von Lindgruber, der geschätzte Münchner Kollege und Freund, mit dem er vor drei Jahren beim Fall um den Chiemseemaler Sachrang so erfolgreich zusammengearbeitet hatte, befand sich in den Flitterwochen.

Hier im kalten Schneetreiben, mit durchnässten Schuhen und klammen Fingern, erschien es dem Fanderl wie ein Traum, dass er vor nicht einmal einer Woche mit seiner Frau Therese bei strahlendem Spätsommerwetter jubelnd und Blüten werfend vor der Münchner Theatinerkirche gestanden hatte, wo Benedikt und seine Franzl, eine der bekanntesten Hutmacherinnen Münchens, getraut worden waren.

»Die kommt von drübn«, meinte der Fischermeister Burger, auf die Tote weisend, und Fanderl konnte ganz deutlich seine Schnapsfahne riechen. »Des is die Junge aus München, die Flora, die war doch immer zum Einkaufen und für d'Post herüben.«

»Fahr nüber zum Kloster, Burger, und gib Bescheid«, trug ihm der Fanderl auf, und der Burger entfernte sich bereitwillig, sichtlich erleichtert, dass er diesen grausigen Ort endlich hinter sich lassen konnte.

Zwei Stunden später, es schneite und stürmte weiterhin heftig und die Tote war mittlerweile schon unterwegs nach Rosenheim zur Gerichtlichen Medizin, fand der Fanderl kurz Zeit, zum Frühstück nach Hause zu gehen. Therese empfing ihn noch schlafwarm im Morgenmantel, schlang die vollen weißen Arme um seinen Hals und küsste ihn auf den Mund.

»Ich hab uns an echten Kaffee gemacht, an starken«, sagte sie.

»Ich kann auch einen brauchen, der Korbinian war so unruhig heut Nacht. Der kriegt sicher seinen nächsten Zahn.«

»Danke, meine liebe Polizistenfrau«, erwiderte Fanderl, küsste sie auf den Haaransatz und warf, bevor er sich dem Kaffee zuwandte, einen liebevollen Blick in das Bettchen seines nun fest schlafenden Sohnes.

Dann rief er Oberamtsrat Dreissiger, seinen Chef in Rosenheim, an, um Bericht zu erstatten und um Unterstützung durch die Rosenheimer Kollegen vom »Mord« zu bitten. Doch der Dreissiger seufzte schwer und teilte ihm mit, dass zwei Drittel der Rosenheimer Kollegen an einer hartnäckigen Darmgrippe litten.

Fanderl konnte es nicht fassen, schon beim letzten Fall hatten ihn die Rosenheimer im Stich gelassen. Wenn damals nicht der Benedikt aus München gekommen wäre, er wäre hoffnungslos verloren gewesen!

»Ich werd sehen, was ich machen kann«, versprach der Dreissiger. »Vielleicht kann der Huber aus Landshut kommen ... oder wie wär's denn wieder mit dem von Lindgruber aus München? Mit dem haben S' doch beim letzten Fall so gut zusammengearbeitet!«

»Der ist in den Flitterwochen, den können wir vergessen«, antwortete Fanderl.

Der Dreissiger versprach, sich umgehend zu melden, machte aber einen etwas ratlosen Eindruck.

»Jetzt komm ich um die Gerichtliche Medizin in Rosenheim wohl nicht mehr herum«, meinte Fanderl schauernd zu Therese und dachte an den Fall vor drei Jahren. Damals hatte er sich gerade noch vor der Leichenschau drücken können.

»Schenk dir vorher a Zwetschgenwasser ein, das hilft!«, empfahl ihm die Therese besorgt.

Unterdessen telefonierte der Dreissiger hektisch durch die Gegend. Da der Huber aus Landshut unabkömmlich war, rief er in München an und gelangte prompt zum neuen Chef des »Mord«, einem gewissen Paschke aus Berlin. Er hatte schon gehört, dass

das ein Hundertprozentiger war, der in München ein strenges Regiment eingeführt hatte.

»Heil Hitler, werter Herr Kollege«, dröhnte Paschke aus dem Apparat. »Eine Mordermittlung am Chiemsee? Aber das ist doch klar, wen wir da schicken. Den von Lindgruber. Der kommt schließlich von da. Flitterwochen? Na ja, ist schon bitter, aber der Dienst geht doch selbstverständlich vor! Wissen Sie, ich überlege gerade, ob ich Ihnen den von Lindgruber nicht für unbestimmte Zeit ausleihe. Sie haben ja ständig Personalengpass, nicht wahr! Ein fähiger Kollege, etwas eigenwillig, politisch noch nicht ganz auf der Linie. Aber das kriegen Sie mit Ihrer großen Erfahrung schon noch hin. Ja, gut, das muss natürlich erst den amtlichen Weg gehen, aber da sehe ich keine Schwierigkeiten. Ich habe da ein paar sehr gute Verbindungen. Jedenfalls gebe ich dem von Lindgruber Anweisung, sich sofort in diesem Dörfchen bei dem jungen Kollegen einzufinden. Heil Hitler, schönen Tag noch, Herr Kollege.«

Der Dreissiger in Rosenheim war äußerst zufrieden, und der Paschke in München rieb sich die Hände. Jetzt hatte er ihn vorerst mal los, diesen von Lindgruber. Er wäre ihm ja in der Vergangenheit gern schon viel mehr auf die Füße getreten, diesem eigensinnigen Menschen, der immer eigene Wege ging, sich um die Anweisungen seines Vorgesetzten in keinster Weise scherte und immer noch kein Parteimitglied war. Doch der Polizeipräsident höchstpersönlich hatte ihn gebeten, bei dem Mann etwas rücksichtsvoller zu verfahren. Schließlich sei dessen verstorbener Vater einstmals einer der bedeutendsten Staatsanwälte Bayerns gewesen, und die Familie von Lindgruber, obwohl nicht mehr sehr wohlhabend, genieße einen äußerst guten Ruf.

So erhielt Fanderl kurze Zeit später Nachricht aus Rosenheim, und obwohl ihm der Benedikt und natürlich auch die Franzl sehr leidtaten, war er ungeheuer erleichtert.

Schon morgen sollte der geschätzte Kollege und Freund seinen Dienst antreten.

Fanderl hatte bislang nur in Erfahrung bringen können, dass es sich bei der Toten um eine Flora von Prielmayer aus München handelte, und so hatte er den Kollegen in München diesen Namen durchgegeben mit der Bitte, Angehörige ausfindig zu machen und sie gegebenenfalls zu informieren. Da die Ergebnisse der Gerichtlichen Medizin sicher erst am späten Nachmittag oder am nächsten Morgen vorliegen würden, beschloss Fanderl, zunächst hinüber auf die Fraueninsel zu fahren.

Seit einem Jahr besaß seine Dienststelle ein eigenes kleines Motorboot für Dienstfahrten. Normalerweise machte es ihm großen Spaß, damit auf dem See herumzukurven, doch bei dieser schrecklichen Witterung war es alles andere als ein Vergnügen. Der Schnee peitschte fast senkrecht gegen die Frontscheibe, und das Boot tanzte wie eine kleine Nusschale auf dem stürmischen See. So war Fanderl froh, in der Ferne ein kleines, hin und her schwankendes Licht auszumachen; offensichtlich stand am kleinen Dampfersteg der Insel jemand und erwartete ihn.

Als er knirschend am Steg angelegt hatte und das Schiffchen fest vertäute, kam ihm eine kleine schwarze Gestalt entgegen, die etwa so breit wie hoch war und mit einer Sturmlaterne winkte. Beim Näherkommen erkannte er die alte Schwester Kreszentia, die dienstälteste Schwester des Klosters, die wohl bald die neunzig erreichte.

»I hob mir denkt, i hol di ab, Bua«, sagte Kreszentia. »Alle andern im Kloster drobn sind ja furchtbar durcheinander! Es is ja auch ein Jammer, des junge, unschuldige Madl!«

Für Schwester Kreszentia war Fanderl immer noch »der Bua«, sie kannte ihn von klein auf und hatte ihn in der Volksschule das Schönschreiben gelehrt. Fanderl fand es etwas rücksichtslos von den anderen Schwestern, ausgerechnet die Älteste, die wahrlich nicht mehr sehr gut zu Fuß war, in dieses Wetter hinauszuschicken, doch als er mit Kreszentia das Kloster betrat, sah er sofort,

dass sie wohl die Einzige war, die einigermaßen Ruhe bewahrt hatte. Einige Schwestern saßen weinend um einen Tisch, andere beteten in einer Ecke mit hohen klagenden Stimmen den Rosenkranz, der stets mit dem Zusatz »Herr, sei ihrer Seele gnädig« endete. In einer anderen Ecke des Raumes kauerten schluchzend die beiden Novizinnen. Jedoch nirgendwo in diesem Klageraum konnte Fanderl die Äbtissin des Klosters, Klara Rottmann, ausmachen.

»Sie hat sich zum Gebet in ihre Räume zurückgezogen«, erklärte ihm Kreszentia, und Fanderl glaubte, etwas Missgunst in ihrer Stimme wahrzunehmen.

»Ich muss aber schon mit ihr sprechen«, insistierte er mit strenger Polizistenstimme.

»Mei, Bua, dann schau mer mal«, meinte Kreszentia. »Frag doch zuerst mal mich und alle anderen, bis sie sich vielleicht beruhigt hat.«

Also zog sich Fanderl mit der alten Kreszentia in die warme Klosterküche zurück, wo sie ihm ein Stück Hefezopf mit Butter und einen Kaffee kredenzte.

Er erfuhr, dass Flora von Prielmayer die Tochter des Münchner Schauspielerehepaars von Prielmayer und zugleich die Nichte der Äbtissin war. Henriette von Prielmayer und Klara Rottmann waren Schwestern. Soweit Kreszentia wusste, war Flora vor den stark übertriebenen Bestrebungen ihres Vaters, aus ihr eine gefeierte Jungschauspielerin zu machen, in die Ruhe und Abgeschlossenheit des Klosters geflohen.

»A ganz a Liebe war sie, die Flora, recht lustig und immer das Herz auf der Zunge«, berichtete Kreszentia. »Aber man hat schon gmerkt, dass sie was umtreibt. Die Tante hat ihr mehr Freilauf lassn wie unseren zwei Novizinnen. Fast jeden Tag ist sie nübergfahn in den Ort, zum Einkaufen, zur Post und ... nix Gwieß woas i ja ned ... aber sie hat, glaub ich, dort a kloans Gschpusi ghabt. Da musst amoi beim Seewirt schau, mehr woas i ned.«

Fanderl hatte sich alles genau in seinem abgewetzten schwarzen Büchlein notiert, mit Appetit den Zopf gegessen und seinen

Kaffee ausgetrunken. Nun dankte er der alten Kreszentia und machte sich auf, um der Äbtissin seinen Besuch abzustatten.

»A richtiger Mo bist worden, Bua«, sagte Kreszentia zum Abschied. »Nimmer so a Grischperl wie früher. Mit der Uniform und dem Bart schaut richtig guat aus.«

Währenddessen kauerte die Äbtissin Klara in ihrer Stube vor dem Kruzifix und bemühte sich, ihren Herrn zu erreichen. Doch so sehr sie auch die Augen zu ihm erhob, er blickte streng über sie hinweg und wollte ihre Klagen und Gebete nicht hören. Sie hatte versagt, schrecklich versagt, und der Aufschrei ihrer Schwester Henriette in München, die sie natürlich am frühen Morgen von dem Geschehen unterrichtet hatte, gellte ihr noch in den Ohren. Wenn sie aber ganz ehrlich zu sich selbst war, so musste sie sich eingestehen, dass ihr der dem Aufschrei folgende theatralische und absolut bühnenreife Ausbruch ihrer Schwester unangenehm gewesen war.

Plötzlich verzogen sich draußen einige der dunklen Schneewolken und ließen für kurze Zeit das Sonnenlicht in den Raum. Auch das Kruzifix war nun in helleres Licht getaucht, und das Antlitz des Gekreuzigten erschien ihr freundlicher und sanfter. Die Äbtissin erhob sich von ihrem Betschemel, straffte die Schultern, setzte ihre Brille auf und nahm hinter dem Schreibtisch Platz.

Es klopfte, Schwester Kreszentia spähte durch den Türspalt. »Der Fanderl, der junge Polizist, is jetzt da, Ehrwürdige Mutter.«

»Schick ihn herein, Kreszentia«, bat die Äbtissin und wunderte sich, wie fest und klar ihre Stimme klang.

Der Fanderl trat ein und blieb etwas verlegen in einigem Abstand zum Schreibtisch stehen.

»Setzen Sie sich, Herr Wachtmeister«, forderte ihn die Äbtissin auf, und der Fanderl nahm etwas ungelent Platz und legte sein schwarzes Büchlein ordentlich auf die Knie.

»Mein tief empfundenes Beileid, Ehrwürdige Mutter«, sagte er mit ein wenig unsicherer Stimme. »Ich habe soeben von

Schwester Kreszentia erfahren, dass es sich bei der Toten um Ihre Nichte handelt.«

»Ja, so ist es«, antwortete die Äbtissin, »und ich möchte, bevor ich auf Ihre Fragen eingehe, gleich betonen, ich werde es nicht dulden, wenn durch diesen unglückseligen Todesfall unser Kloster in irgendeiner Form in Misskredit gebracht wird. Ich bitte also um absolute Diskretion.«

»Ich werde mich bemühen, Ehrwürdige Mutter«, antwortete Fanderl. »Ich muss Sie jedoch darauf hinweisen, dass Ihre Nichte keines natürlichen Todes gestorben ist. Es handelt sich um Mord oder Totschlag, und dahingehend werden wir unsere Untersuchungen durchführen.« Seine Stimme nahm bei diesen Worten einen strengen und sehr amtlichen Tonfall an.

»Ich bin überzeugt, dass es sich um einen Unfall handelt«, widersprach die Äbtissin. »Ich kann mir beim besten Willen nicht vorstellen, dass jemand einem so lieben Menschenkind wie meiner Nichte nach dem Leben trachten wollte!«

Anschließend berichtete sie mit knappen Worten, dass die achtzehnjährige Flora vor einem halben Jahr auf eigenen Wunsch ins Kloster gekommen sei, um dem unsteten und hektischen Schauspielermilieu Münchens zu entfliehen und um sich zu prüfen, ob sie wirklich eine Schauspielkarriere anstreben wollte, wie es der größte Wunsch ihres Vaters war.

»Sie suchte Ruhe und Frieden bei uns, und das fand sie auch. Wie weit sie allerdings mit ihrer Entscheidung gekommen war, kann ich Ihnen nicht sagen. Sie verstand sich gut mit unseren beiden Novizinnen; von weiteren Freundschaften, gar von einer Liebelei, ist mir nichts bekannt. Ich bitte Sie nun, mich in meiner Trauer und vor allem im Gebet für meine liebe Flora wieder allein zu lassen.«

Das waren die abschließenden Worte der Äbtissin. Fanderl schloss sein schwarzes Büchlein, in das er nicht sehr viel hatte eintragen können, und verabschiedete sich höflichst.

Wieder zurück im Refektorium fand er die Situation fast unverändert vor. Trauer, Tränen, Verzweiflung und Gebet erfüllten

den Raum, ein leichter Geruch nach Gemüsesuppe, die wohl Schwester Kreszentia gerade in der Küche zubereitete, mischte sich darunter. Die beiden Novizinnen Hilda und Sophie saßen noch immer in einer Ecke beieinander, und erst als Fanderl auf sie zutrat, setzten sie sich etwas aufrechter hin und trockneten, so gut es ging, ihre Tränen.

Hilda Rossgoderer, wie sich die kräftigere und größere der beiden vorstellte, wischte sich noch einmal über das rotwangige, runde Bauerngesicht und erzählte, dass sie seit fast zwei Jahren im Kloster sei, dass sie von einem Bauernhof in Brannenburg stamme und sehr gerne draußen arbeite. Auch die Flora, so berichtete sie mit wieder zitternder Stimme, habe, obwohl sie ja ein Stadtmensch war, gerne im Klostergarten gearbeitet. Sie selbst habe ihr alles gezeigt.

»Sie war immer so fröhlich und guter Dinge«, sagte Hilda, und schon wieder füllten sich ihre Augen mit Tränen. »Ich kann's einfach nicht glauben, dass sie nimmer da ist!«

Sophie von Arnstetten, die zweite Novizin, war das gerade Gegenteil der bäuerlichen Hilda. Sie war dünn und blass, ihre dunklen, ein wenig stechenden Augen schienen zu groß für ihr schmales Gesicht.

»Der Herr hat sie von uns genommen. Auch wenn es uns schmerzt und wir es nicht verstehen, es war Sein Wille, und diesen müssen wir annehmen. Sie ist nun beim Herrn«, erklärte sie, und Fanderl, entsetzt über diese ihm auf heuchlerische Weise fromm erscheinenden Worte, musste an den Weihbischof Müller denken, der ihn gefirmt hatte und der immer in solch einem salbungsvollen Tonfall dahergeredet hatte. Dieser Weihbischof hatte sein Gutteil dazu beigetragen, dass Fanderl nur an Ostern und Weihnachten und zu ganz besonderen Anlässen in die Kirche ging. Ansonsten hielt er nicht viel von ihr.

»Ich habe schon meinen lieben Gott, doch der wohnt nicht unbedingt in einer Kirch und braucht auch keinen Pfarrer«, sagte er immer zur Therese, wenn diese sich um sein Seelenheil sorgte.

Wie sich herausstellte, hielt Sophie von Arnstetten, die aus



Coburg stammte, nicht viel von der Arbeit in der freien Natur. Sie beschäftigte sich lieber mit dem Leben der Heiligen, über das sie schon viele Bücher gelesen hatte, sie handarbeitete gerne und hatte eine sehr schöne Singstimme. Schon mehrfach hatte sie bei der Morgenandacht eine Kostprobe davon geben dürfen. Mit Flora habe sie sich gut verstanden, sie habe sich auch gerne mit ihr über das Theater und über München unterhalten.

Beide Novizinnen bestätigten, dass sie Flora zum letzten Mal bei der Abendmahlzeit gesehen hätten. Sie habe gewirkt wie immer. Von einer Freundschaft drüben im Dorf wüssten sie beide nichts, versicherten sie sehr rasch, doch gerade dieser Eifer ließ bei Fanderl leise Zweifel aufkommen.

Nach dem Verlassen des Klosters gab Fanderl sich einen Ruck.

»Du kommst eh nicht rum um die Leichenschau, Gustav«, sagte er zu sich. »Fahr lieber gleich hin, dann hast es hinter dir!«

»Das glaubst du nicht, Benni, es schneit, und das im September!«, rief Franzi erstaunt, nachdem sie die Vorhänge aufgezogen hatte.

»Die Bäum, die Bänk, der ganze Park, alles weiß!«

Benedikt trat hinter sie, legte die Arme zärtlich um ihren Leib und meinte, schon eine kleine Wölbung ihres Bauches wahrnehmen zu können. »Dann ist es doch das Beste, wenn wir im Bett bleiben und da frühstücken«, schlug er vor.

Seit fünf Tagen wohnten sie nun im Anwesen der von Lindgrubers, nicht weit vom Chiemsee entfernt. Benedikts Vater, damals noch einer der wohlhabendsten Männer Bayerns, hatte das Haus Ende des letzten Jahrhunderts als Sommersitz für die Familie erbauen lassen. Äußerst repräsentativ und großzügig, mit einer Vielzahl von Räumen, Stallungen für die geliebten Pferde und einem gesonderten kleinen Haus für Stallmeister, Gärtner und sonstige Bedienstete, lag es inmitten eines weitläufigen Parks, der dem Englischen Garten in München nachempfunden war.

Als Kind und Jugendlicher hatte Benedikt nahezu jeden Sommer und zuweilen auch die Weihnachtstage hier verbracht. Er hatte ausschließlich schöne Erinnerungen an diese Zeiten. Die zu Gemütsleiden neigende Mutter war auf dem Lande immer aufgelebt, er hatte noch immer ihr unbeschwertes Lachen im Ohr. Auch der Vater hatte sich Zeit für die Kinder genommen, mit ihnen im Park gespielt oder sie auf seine Ausritte mitgenommen.

Natürlich hätten Franzi und Benedikt wie andere Flitterpaare auch nach Venedig oder Paris fahren können, doch nach den anstrengenden Hochzeitsvorbereitungen, der großen Feier und vor allem in Anbetracht von Franzis noch früher Schwangerschaft hatten sie sich für die Stille und den Rückzug entschieden. Die alte Berta, die seit Jahrzehnten im Dienst der von Lindgrubers stand, war darüber hocheifreut gewesen.

»Der Herr Benedikt als Flitterwöchner! Dass ich das noch

erleben darf«, hatte sie gejubelt und sofort alle notwendigen Vorbereitungen getroffen. Der Salon, die Bibliothek und natürlich das große Schlafzimmer wurden hergerichtet, und zur Begrüßung hatte sie das Geländer der großen Freitreppe mit einer Girlande aus Efeu und den letzten Sommerrosen geschmückt. Sie hatte eine lange Liste der Lieblingsspeisen des Herrn Benedikt zusammengestellt und ihre Vorräte so ergänzt, dass sie jederzeit auf Wunsch eine davon zaubern konnte.

»Kaiserschmarrn hat er immer so gern gegessen, aber auch Semmelknödel mit Schwammerl und a Suppenfleisch mit Gemüs und Salzkartoffeln!«

So kam es, dass der junge Herr Benedikt all den Speisen, die ihm die gute Berta zubereitete, mit großem Genuss zusprach, doch die junge Frau Franziska – sie war ja schon eine ganz Liebe – aß so gut wie gar nichts! Blass saß sie immer beim Frühstück und ließ die frischen Kaisersemmerl und Hörndl liegen.

»Da is was Kloans unterwegs, wenn ma die Esserei von der jungen Frau anschaut. A bisserl rund um d’Hüftn is a scho«, spekulierte die alte Berta.

Benedikt schlüpfte wieder unter seine Bettdecke und zog Franzi liebevoll an sich. Freilich war so ein extremer Wettereinbruch zu dieser Jahreszeit unangenehm, und ihr geplanter Ausflug nach Prien konnte nun nicht stattfinden, doch eigentlich war er nicht unglücklich darüber. Er fand es schön, einfach faul im Bett zu liegen und die Gedanken schweifen zu lassen. Noch einmal stand er mit Franzi vor dem Altar der Theatinerkirche und sagte aus vollem Herzen Ja zu dieser strahlenden Braut, die zu dem äußerst schlichten Brautkleid statt eines Schleiers eine extravagante Seidenkappe mit Federbesatz trug. Noch einmal trat er mit ihr hinaus auf den Odeonsplatz, wo Familie, Freunde, Bekannte und Kollegen lärmend bunte Blüten warfen.

Schade, dass sein Vater, dem er in den letzten Jahren wieder nähergekommen war, das nicht mehr erleben durfte; er war vor einem guten Jahr verstorben. Jahrelang hatte er keinen Kontakt mehr zu ihm gehabt, da der alte Herr es nicht hatte verstehen

wollen, dass Benedikt sein Jurastudium, das ihm so viele Türen geöffnet hätte, abgebrochen hatte und zur Polizei gegangen war. Auch die Heiratspläne, die sein Vater für ihn geschmiedet hatte, hatte Benedikt verworfen, und so war es zum endgültigen Bruch gekommen.

Noch einmal dachte Benedikt an den Faschingsball, auf dem er seine Franzi kennengelernt hatte, und an die erste Liebesnacht in ihrem Hutatelier, das mittlerweile zu einem der führenden Münchens gehörte. Er war stolz auf seine Frau, obwohl es ihm manchmal schwergefallen war, die Heirat und den Kinderwunsch wegen ihrer geliebten Hutmacherei immer wieder aufzuschieben. Nun aber waren sie an ihrem Ziel angekommen, doch ob er nun wollte oder nicht, mischten sich sofort sorgenvolle Gedanken in die freudigen. Dringend benötigten sie eine größere Wohnung, die vielleicht gleichzeitig Wohnraum und Hutatelier unter einem Dach sein konnte. Würde es Franzi gelingen, Kind und Hüte »unter einen Hut« zu bringen? Sollten sie eine Haushaltshilfe einstellen? Was würde das alles kosten?

Zu diesen schon nicht sehr ersprißlichen Gedanken gesellten sich noch weit sorgenvollere. Seine berufliche Zukunft stand nämlich auf wackligen Füßen. Vor einem Jahr war sein Chef Schulze-Kaiser ganz plötzlich verstorben, und alle im Amt hatten erwartet, dass der altgediente, erfahrene Kollege Sieberer auf den Chefessel nachrücken würde. Doch es kam anders.

An einem grauen Montagmorgen bat der Polizeipräsident die gesamte Abteilung zu sich und stellte ihnen den neuen Vorgesetzten vor, Herbert Paschke aus Berlin. Akkurat gescheiteltes Haar, tief liegende stechende Augen, Schmiss auf der Wange und glänzendes Parteiabzeichen am Revers. In kürzester Zeit wurde allen klar, dass für Paschke nur eines zählte: unbedingter Gehorsam, keinerlei Eigeninitiative und Hitlergruß zu jeder Gelegenheit. Die strammen Parteimitglieder unter den Kollegen, und das waren inzwischen nicht wenige, waren sehr angetan von diesem neuen Vorgesetzten; die übrigen, zu denen Benedikt und sein Kollege Otterer gehörten, gerieten immer mehr ins Abseits. Benedikt war schon mehrfach nahegelegt worden, in die Partei

einzutreten, doch er hatte es bis jetzt immer irgendwie vermeiden können. Sein Kollege Otterer, ein überzeugter Sozialdemokrat, wurde, wie auch Benedikt, immer öfter bei wichtigen Entscheidungen nicht mehr miteinbezogen und bei Beförderungen übergangen. Seit Juli bestand der gesamte Münchner Stadtrat aus Nationalsozialisten, und nun waren auch alle anderen Ämter und Institutionen bestrebt, nur mehr Parteimitglieder in ihren Reihen zu haben. Otterer wurde offen mit Entlassung gedroht, und nur der Umstand, dass er ohnehin in einem halben Jahr in Rente gehen würde, war wohl seine Rettung. Benedikt war klar, dass er, um seiner kleinen Familie weiter Sicherheit bieten zu können, nicht am Parteieintritt vorbeikam.

»Ich könnt jetzt gut ein Kaisersemmerl mit Marmelade und einen Kaffee vertragen. Ich glaub, die schlimmste Übelkeit hab ich überwunden«, murmelte Franzi schlaftrunken an seiner Schulter und riss Benedikt aus seinen trüben Gedanken. Er küsste ihr zerstrubbeltes Lockenhaar und sprang aus dem Bett.

»Ich sag gleich der Berta Bescheid!«

So verbrachten sie den Tag faulenzend, lesend und vor sich hin dösend; nur die alte Berta rief zwischendurch streng zum Mittagessen und Kaffeetrinken.

Bis zum Nachmittag schneite es weiter, dann wurde es plötzlich heller, die Sonne schien durch die verbliebenen tiefgrauen Wolken, und fast augenblicklich begann es zu tauen, obwohl es schon auf den Abend zuing. Die hohen alten Bäume und der Rasen des Parks glitzerten im Sonnenschein, und klar und überdeutlich konnte man die Berge ausmachen, die noch fast bis in die Täler von Schnee bedeckt waren.

Gerade als sie mit dem Abendessen beginnen wollten, klingelte das Telefon.

»Das Polizeipräsidium aus München. Ein gewisser Herr Paschke!«, rief Berta. Sie bedeckte die Sprechmuschel mit der Hand und flüsterte: »Der hört sich an wie der Führer persönlich.«

Benedikt spürte, wie ihm der Schweiß ausbrach, als er zum Telefon ging, und auch Franzi war blass geworden.

»Lindgruber«, meldete sich Benedikt. »Ja ... Wie? ... Morgen? ... Sie wissen schon, dass ... Ja, ich verstehe ... Was, nicht nur für diesen Fall? ... Überhaupt ... Darüber wird noch zu reden sein ... so über meinen Kopf hinweg ... Guten Abend.«

Kein »Heil Hitler«, wohlgermerkt!

Benedikt setzte sich wieder an den Abendbrottisch und schob seinen Teller mit Würstsalat von sich.

»Um Gottes willen, Benedikt, red schon!«, rief Franzl.

»Der Fanderl hat einen Mord oder Totschlag, und der Paschke hat mich als Ermittler abgestellt. Das allein ist ja schon eine Unverschämtheit, der weiß genau, dass wir in Flitterwochen sind. Aber die Höhe ist, dass er mich für unbestimmte Zeit nach Rosenheim ausleihen will, Personalprobleme und so weiter und so fort. Der will mich loshaben, dieses Arschloch!«

Benedikt fluchte selten, aber nun musste es sein, und er belegte den Paschke mit noch so einigen nicht stubenreinen Schimpfnamen.

Mit zornrotem Kopf schob Franzl ihren Teller scheppernd beiseite.

»Das ist das Allerletzte!«, rief sie wutentbrannt. »Und das lässt du mit dir machen? Aber ich hätt's ja wissen müssen. Als Polizistenfrau is man immer die Ausgschmierte. Aber dass es jetzt schon in die Flitterwochen damit losgeht!«

Und sie sprang auf und verließ wutentbrannt und türknallend die Küche.

Benedikt stützte den Kopf in die Hände und versuchte, ein paar klare Gedanken zu fassen. Da wurde draußen der Türklopfer betätigt.

Benedikt öffnete, und draußen stand verlegen und zerknirscht der Fanderl.

»Mei, Benni, hast es schon erfahren? Des tut mir so leid«, stammelte er. »Des wollt ich fei ned!«

»Das ist mir schon klar, dass du da nichts dafür kannst«, erwiderte Benedikt. »Das haben die Herren Dreissiger und Paschke miteinander ausgeheckt.«

Fanderl ließ sich auf einen Stuhl fallen und berichtete: »Ich

komm grad aus der Gerichtlichen Medizin. Wären da nicht die Verletzungen, die ganzen Sezierschritte und der Geruch ... Sie lag da wie eine perfekte Marmorstatue, ein wunderschönes junges Mädchen. Totschlag durch Gewalteinwirkung, vermutlich ein Stein. Kopf und Gehirn rechts deutlich eingedrückt, kein Wasser in der Lunge, also nicht ertrunken ... Und sie war noch Jungfrau!«

Er sackte ein wenig auf seinem Stuhl zusammen und stützte den Kopf in die Hände.

Benedikt ging zur Anrichte und schenkte zwei volle Stamperl Enzian ein. Fanderl, der sonst eigentlich dem Alkohol nur sehr bescheiden zusprach, kippte sein Glas auf einen Zug. Benedikt tat es ihm nach, und Fanderl berichtete ihm von Flora, vom Kloster, der Äbtissin und den Novizinnen und natürlich auch, warum sich Flora von Prielmayer im Kloster aufgehalten hatte.

»Die von Prielmayers, *das* Schauspielerehepaar Münchens. Weit über die Stadt hinaus bekannt, skandalumwittert ... hast du von denen noch nie gehört?«, fragte Benedikt erstaunt.

Fanderl schüttelte den Kopf. »Du woast as doch, i bin a Landei!«

Fanderl und Benedikt hatten sich für den nächsten Morgen beim »Seewirt« verabredet. Dem Hinweis der alten Schwester Kreszentia, dass sich dort eventuell eine kleine Liebschaft Floras angebahnt habe, wollten sie unbedingt nachgehen.

Beide wirkten etwas übermüdet und angeschlagen. Fanderl war immer wieder durch das herzerreißende Weinen seines Sohnes, der offensichtlich einen großen Backenzahn bekam, geweckt worden, und Benedikt hatte die halbe Nacht versucht, seine Franzi zu beruhigen, was ihm jedoch kaum gelungen war.

Seit fast dreihundert Jahren befand sich der Seewirt nahe der kleinen Dampferanlegestelle, von der aus das Boot hinüber zur Fraueninsel verkehrte. Genauso lang war das Wirtshaus auch im Besitz der Familie Habegger, inzwischen allerdings ausgebaut und erweitert sowie von einem schattigen Biergarten umgeben.

Während die ersten Habeggers nur einen kleinen Ausschank geführt und an vorbeikommende Fuhrleute und die wenigen Leute, die zur Insel hinüberwollten, etwas Proviant und Getränke verkauft hatten, erlebte der Seewirt Ende des 19. und Beginn des 20. Jahrhunderts durch die stark anwachsende Zahl von Ausflüglern und Sommerfrischlern einen enormen Auftrieb. Man erzählte sich, dass Hieronymus Habegger, der Vater des jetzigen Wirts Josef, sogar die königliche Familie bewirtet habe. Hieronymus Habegger war sehr geschäftstüchtig gewesen und seine Frau eine begnadete Köchin, sodass aus dem Seewirt wohl eine Goldgrube hätte werden können, wäre da nicht der verhängnisvolle Hang des Hieronymus zum Glücksspiel gewesen. Aber so stand nach dem Tod des alten Seewirts sein Sohn Josef mit einer nicht unbeträchtlichen Menge Schulden da. Obwohl er schon seit Jahren mit der hübschen Maria aus Stephanskirchen verbandelt war, blieb ihm nichts anderes übrig, als die schwerreiche Bauerntochter Veronika Stammler zu ehelichen. Deren Eltern waren froh, die schmallippige, immer etwas griesgrämige



und nicht mehr ganz junge Veronika loszuwerden. Sie kochte nicht schlecht, hielt eisern das Geld beisammen, und sie und der Josef schafften es, trotz der wahrlich nicht häufig stattfindenden Beischlafbesuche drei Kinder zu zeugen.

Allerdings gab der Josef seine Besuche in Stephanskirchen nie ganz auf, und so liefen auch dort zwei Buben mit der typischen Habegger-Visage – etwas feistschädelig und mit wulstigen vollen, fast weibischen Lippen – umher.

Der Älteste aus Josefs Verbindung mit Veronika war Alfred, der vom Aussehen her seinem Vater sehr ähnelte. Äußerst kräftig, schon jung zur Korpulenz neigend, hatte Alfred die dicken Habegger-Lippen und einen breiten roten Schädel, der auf einem viel zu kurz geratenen Hals saß.

Doch vom Wesen her glich Alfred seinem Vater keineswegs. Während dieser von beschaulich behäbiger Gemütlichkeit war und freundlich im Umgang mit den Gästen, wenn auch ein wenig umständlich und schwerfällig, besaß Alfred von klein auf ein stark ausgeprägtes Selbstbewusstsein. Schon in der Schule war er von Anfang an der Anführer, und es gab nicht viele, die es wagten, ihm zu widersprechen. Wie kein anderer verstand er es, mit sprachlicher Gewandtheit und seinem gebieterischen Auftreten seine Geschwister und seine Altersgenossen in eisernem Griff zu halten. Als einer der Ersten trat er der Rosenheimer Hitlerjugend bei, weil es im Dorf so etwas noch nicht gab, und arbeitete sich rasch in der Organisation hoch. Schließlich gelang es ihm, auch in seinem Dorf einen NSDAP-Ortsverein zu gründen, und als am 30. Januar 1933 Hitler an die Macht kam, marschierte Alfred mit seinem inzwischen schon beträchtlich angewachsenen Tross mit Fahnen und Fackeln durch die Dorfstraße.

Die meisten Dörfler blieben in ihren Stuben, doch es gab auch einige, die sich ihnen mit der Hoffnung auf nun anbrechende große neue Zeiten anschlossen. Fritz Bergleitner hisste eine kleine rote Fahne an seiner Dachrinne, aber da sein Haus ziemlich außerhalb lag, fiel das niemandem auf.

Die zweitgeborene Habegger, die Lisi, ähnelte sehr ihrer

Mutter und wurde deshalb von den Dorfkindern immer »die dürre Goas« genannt. Seit ihr einmal bei einem Sturz auf dem zugefrorenen See zwischen Dorf und Insel die selige Irmengard mit einer Kerze in der Hand erschienen war und sie gerettet hatte, war sie sonderbar geworden. Alle wussten, dass es sich in Wirklichkeit um die Fischersfrau Gruber mit einer Laterne gehandelt hatte, die ihr aufgeholfen und sie nach Hause gebracht hatte; doch die Lisi war von der Erscheinung fest überzeugt und widmete von da an der Seligen ihr Leben. Mindestens dreimal die Woche und natürlich sonntags ruderte sie hinüber zu ihrer Irmengard, und in der Votivkapelle des Münsters hing gut sichtbar ein Taferl, das die Lisi blutend auf dem Eis zeigte, zusammen mit der seligen Irmengard, die hilfreich über ihr schwebte. Der 16. Juli, der Todestag von Irmengard, der ersten Äbtissin von Frauenchiemsee, die vor nicht allzu langer Zeit vom Papst seliggesprochen worden war, war für viele Gläubige in der Gegend, aber besonders für Lisi Habegger der wichtigste Festtag des Jahres.

Das jüngste Habegger-Kind, der Sohn Theo, war zwei Jahre nach der Lisi am Fronleichnamstag auf die Welt gekommen. Da der Altar für die Prozession unmittelbar vor dem Seewirt aufgebaut war, hatten sich die Gebete der Prozessionsteilnehmer mit dem Wimmern und Schreien der Gebärenden vermischt.

Theo hatte weder den typischen Habegger-Kopf noch wie sein Vater eine Neigung zur Korpulenz oder zur Magerkeit wie seine Mutter. Nein, er war ein äußerst ansehnlicher hübscher Kerl, nur seine Lippen waren etwas voll, was ihm aber gut zu Gesichte stand. Er war ein freundlicher, eher zurückhaltender junger Mann und hatte im Gegensatz zu seinem Bruder mit der Partei, ihren Uniformen und Fahnen gar nichts am Hut. Seit er begonnen hatte, politisch zu denken, schwebte ihm eine friedliche, freie Gesellschaft ohne Standesunterschiede und mit gleichen Rechten und Pflichten für alle vor. Natürlich war er wie seine Geschwister sehr in den Betrieb der Gastwirtschaft eingebunden, doch er war der Schöngest unter ihnen. Er las gerne und spielte schon, seit er fünfzehn war, die Orgel in der

Kirche. Gelegentlich sah man ihn bei Anbruch der Dämmerung auch mal im Häusl des roten Bergleitners verschwinden.

»Mei, die Flora, des arme Madl!«, empfing der Wirt Fanderl und Lindgruber. »Wer macht denn so was? Und Sie sind a wieder mit dabei, Herr von Lindgruber. Des ist ja wunderbar! Was darf ich den Herren anbieten?«

Benedikt und Gustav bestellten Kaffee und setzten sich an einen Tisch, von dem aus man auf den See blicken konnte. Auch heute schien die Sonne immer wieder durch die grauen Wolken und ließ den aufgewühlten See funkeln. Auf dem Weg zum Dampfersteg blitzten noch die letzten Schneereste.

»Haben Sie die Flora besser gekannt, Herr Habegger?«, fragte Benedikt.

»Mei, sie war halt oft herüben zum Einkaufen und hat die Post bracht, immer lustig und freundlich war s'. Mit meinem Jüngsten hat sie sich a bissl angefreundet ghabt. Die haben viel diskutiert, die zwei.«

»Diskutiert?«, fragte Fanderl ein wenig zweifelnd.

»Ja, ja, über Politik, übers Theater und über Bücher, die sie glesen haben. Des mit der Politik hab ich nicht so gernghabt. Und vor allem mein ältester Sohn hat sich immer furchtbar aufgereggt. Der is nämlich a ganz a Wichtiger in der Partei, müssen S' wissen.«

»Und Sie, Herr Habegger?«, unterbrach Benedikt.

»I?«, meinte der Wirt. »I führ hier mei Geschäft, i komm mit alle gut aus. Mit der Politik hab i nichts am Hut. I les mei Gastwirtszeitung und sonst nix.«

»Sind denn Ihre Söhne zu sprechen?«, fragte Fanderl.

»Der Groß ist am Schlachthof, aber der Kloane hilft grad meiner Frau in der Küch. Mir habn heut Abend a Vereinsfeier. Da gibt's viel vorzubereiten.«

So machten sich Fanderl und Benedikt auf in die Küche. Am großen Herd stand vor einer Menge von Töpfen die Frau des Hauses.

Ohne einen Gruß sagte sie mit äußerst unfreundlicher Stimme: »Mir ham vui Arbeit und gar koa Zeit!«